



Die Liebe eines Sultans.

Historische Skizze von Jesso von Puttkamer.

[Nachdruck verboten.]

Sultan Mahomed II., der Alexander seines Zeitalters, der Eroberer von zwei Kaiser- und zwölf Königreichen und mehr als 1200 Städten, dieser durch körperliche Schönheit, Seelengröße und Waffenlicht so ausgezeichnete Fürst, der Mann, vor dessen Macht die ganze Christenheit zitterte, war und blieb in seinen Leidenschaften nur Mensch, ein schwacher Mensch sogar. Er bewachte sich oft, liehe viel, haßte unverzüglich und sein Zögern kannte keine Grenzen.

Im Jahre 1451 bestieg er als ein blühender und kraftvoller Mann von 21 Jahren den türkischen Thron, doch schon die ersten Jahre seiner Regierung zogen blutige Furchen in die Annalen der Geschichte.

Zwei Jahre darauf, also im dritten Jahre seiner Regierung, belagerte er Konstantinopel, den Sitz des orientlich-römischen Kaiserthums, die Residenz des griechischen Kaisers Konstantin Palaiologos. Es fiel nach 41 Tagen, und das ganze Volk wurde dem türkischen Sieger unterworfen. Die Grausamkeit Mahomed's überstieg die Grenzen der menschlichen Vernunft, fast alle Einwohner wurden ermordet oder zu Sklaven gestempelt, des überlebenden und getödteten Kaisers Kopf auf eine Stange gesteckt, um durch die Thaumaleinwirkung verhöhnt zu werden.

Zu der Belagerung hatte Mahomed II. alle seine Kruppen aus Asien und Europa gesammelt, — bereits zählte das Heer 400,000 Köpfe — Konstantinopel mußte dieser Macht unterliegen. Von der Landseite hatte er es schon ganz umzingelt, als ein unvorhergesehener Zufall seine Thätigkeit und Energie hemmte, seine Eroberungslust dämpfte, und die Armee in aller ihren Unternehmungen, so lange er ihr fehlte, lähmte.

Am einem herrlichen Morgen — und wie schön sind diese in jenen Gegenden — regungslos saß der Sultan das Terrain. Die Sonne tauchte eben aus dem Mare di Marmora empor, vergoldete die Zinnen des in Vordergrunde liegenden Konstantinopel und verwandelte die dunkle Wassermaße in ein Feuermeer.

Mahomed's Herz wurde empfänglicher für jeden Eindruck, er erschloß sich wärmeren, edleren Gefühlen, als von fern ein Haufen Jamföhren auf sein Gefolge zusam. Sie brachten eine junge Griechin, welche sich nach Konstantinopel im Vertrauen auf die Unmöglichkeit einer Eroberung hatte flüchten wollen. Der Sultan hielt seinen feurigen Araberbengit an, er sah das holde Mädchen und ein Strom von Entzünden durchrieselte seine Adern.

Die ätherische Gestalt wurde durch ein griechisches Gewand, wie von einer durchsichtigen Wolke verhüllt, — Arme, Nacken, Hals und Hüften waren bloß, ihr linkes Bein trat aus dem großen Faltenswurf des offenen Kleides hervor und auf einer mit blauem Sand gezeichneten Sandale ruhte ihr schmaler Fuß. Der Leib war mit einem Streifen lichtblauer Seide umgürtet, ihr langes kastanienbraunes Haar war in einer lockeren Flechte auf dem Kopfe befestigt und nur über die linke Seite der Stirne fiel eine wallende Locke. Vom Scheitel bis zur Ferse umfloß sie eine bläuliche Gaze, die der Gestalt der Jungfrau etwas Ueberirdisches verlieh. Es schien, als ob die olympische Göttin selbst aus dem weißen Nicht der Meereswogen emporgeliegen wäre, um die Sterblichen durch ihre Schönheit zu bewahren und Konstantinopel von jenem Untergange zu erretten.

Mahomed führte Ira, so nannte sich die Griechin, in sein prächtiges Zelt. Kein Sterblicher durfte sich ihm nahen. Auf eine beträchtliche Entfernung wurden Seiten um dasselbe gepannt, damit kein Hüßschlag, Störenflören oder Wadenrütteln zu seinen Ohren gelangen konnte, die nur den Silberklängen Ira's lauschten und nichts anderes mehr hören wollten. Pauken, Pfeifen, Trommeln, Schellen und andere Instrumente verstummten, kein Laut durchdrang das weite Lager.

Auf welchem, schnellendem Polster ruhte die schöne Griechin, bestrahlt von dem rathglühenden Scheine einer Ampel, die das ganze Innere des Krankheites magisch beleuchtete. Vor ihr kniete der mächtige Sultan Mahomed und schaute sie unverwandt mit seinen großen, feuer-sprühenden Augen an, als ob er das herrliche Bild für die Ewigkeit in sich eingravieren wollte.

„Wundername, schöne Blume,“ redete er sie an, „die Erde trägt kein zweites Weib, wie Du bist! Ich liebe sie alle die herrlichen Frauen Asiens, Europas und Afrikas, aber selbst Jaide, Circassiens Stolz, ist eine wolle Noie, die von der Spitze des Tages verflücht, gegen Deine innoepne Schönheit, die erst in höchster Pracht erblühen wird.“

„Du irrst, stolzer Sultan,“ entgegnete Ira ernst, „ich bin nur ein beschiedenes, einfaches aber tugendhaftes Mädchen.“

„Bei Allah sei es geschoren,“ rief Mahomed entzückt aus, „Du bist das schönste Weib unter der Sonne, in dessen Armen mir die ganze Welt untergeben wird! Deine Blide verzeihen ein Meer von Sclgheit, Du verzeihst in Dir alle Reize, um mich das größte Reich, meine Siege,

meine Völker und selbst meine wackeren Kriegsgefährten vergessen lassen!“

„Wohlan, noch einmal, Sultan, wage ich es, was noch kein Sterblicher sich erlöhnt, Dir zu widersprechen,“ antwortete Ira mit leuchtenden Blicden. — „Schau' in Dein Innere und Du wirst entdecken, daß nicht meine Vorzüge Dich so unwiderstehlich zu mir hinreißn, sondern der Gang der Mäurer, die gleich den Vienen von allen Blumen Honig saugen wollen! Sollten unter jenen Mädchen aller Nationen, die Dein Serail zieren, nicht viele sein, die mich an Schönheit übertreffen? — Zu diesen lehre zurück und vergiß mich, die ich zu edel denke, selbst in den Fuldigungen eines Sultans Entschädigung für die wahre Liebe eines einfachen Mannes, ohne Rang, Geld und Ansehen finden zu können!“

Der Sultan sprach kunkelnden Auges empor: „So sprach noch nie eine Skavin mit mir! Es spielt das Mäuschen mit der Nähe eines Löwen. Ein Wink von mir entscheidet über das Leben von Millionen und eine Haite meiner Stirn gleicht der Todesfidel! Mein Wunsch ist für jedes sterbliche Weib Befehl! So wünsche ich, holde Ira, daß Deine Arme mich umfange, der Ambradit Deiner Lippen meine Sklavie umspiele, — so wünsche ich.“

„Weichen Antlitzes sank Ira zu seinen Füßen nieder und leise entschwoben ihrem süßen Munde die Worte:

„Ich — Staub gegen Deine Größe und Allgemalt, schmeige mich zu ihm Wurm, den des Menschens Fuß zertritt, und flehe um mein Leben. — Sind bei Dir Wunsch und Befehl gleichbedeutend, so sind es bei mir Leben und Tugend!“

Der Sultan schaute die knieende lange erlaut an, dann zog er sie liebreich zu sich empor.

„So entzürte ich mich von dem Schwerte des Propheten am Deinetthalben, Du köstliche Blume, deren Duft meine Sinne bewahrt. Mein Dabend werde zu einem einfachen Turban und so, dem einfachen Manne gleich, werde ich um Dich, Ira! — D, verjage mir nicht, den Becher des Glückes zu leeren, — sei mein!“

Welch ein mächtiges Gefühl durchdrang den Brsten der schönen Griechin, als der gewaltige Sultan so zu ihr sprach! Sie schloß das Auge und wollte nicht das Bild des gefährlichen türkischen Mäulles sehen, der jetzt zu ihren Füßen lag, in dessen Augen, in dessen Wienen edle männliche Liebe glänzte, die sich durch eine Perle, die der Wimper entsprungen und über die langen Wellen des braunen Bartes glitt, äußerte. Ein Ideal männlicher Schönheit und männlichen Muthes, — welches Weib könnte dem widerstehen? — Ira hob die langen dunklen Wimpern empor, — ein leuchtender Strahl flog Mahomed entgegen und mit einem Ausrupe des höchsten Entzändens schloß er sie in seine Arme.

Die Tage verstrauchten den Seligen wie Stunden, erschienen aber den rohen Kriegsvölkern wie Monde lang, — sie wollten vorwärts dringen, lag doch Konstantinopel, die reiche, prächtige Kaiserstadt, dicht vor ihren Blicden und bot ihnen eine Beute, wie sie noch keine erlangt. Es war daher kein Wunder, daß eine Unruhe im Heere entstand, die größere Dimensionen annahm, als Mahomed sich am siebenten Tage der Unthätigkeit immer noch in jenem Zelte abgesehuldet hielt.

Ungezähliges Mühen, Schreien und Klingendes Spiel erregten die Wuth des Sultans.

Er ließ den Großwesir vor sich erscheinen. Mustapha war sich gebeugten Hauptes und hummervollen Blickes vor ihm nieder, bis er ihn aufzustehen ließ und fragte: „Unglücklicher, wer magt es, im Lager gegen meinen Befehl Lärm zu schlagen?“

„Weberhörer der Welt, siegreicher Statthalter Gottes,“ antwortete der Großwesir, „Du siehest mich rufen, aber ich würde auch ohne Deinen Befehl gekommen sein. Rebellion weht Dich aus Deinen Träumen, die Arme verkennt in Dir Amrad's Sohn, denn sieben Tage schon hältst Du Dich verborgen und sie vermiss den siegreichen Anführer! Das Heer läuft auseinander wie ein Wienen-schwarm, der seine Königin verloren hat! Deine Leibwache hat das Gerücht verbreitet, daß die Liebe zu der griechischen Gefangenen Dich entzernt! Erwache, — o Sohn Amrad's! Es ist ein großes Mittel nöthig, den Aufruhr zu dämpfen. Zeige Dich dem bewaffneten Volke, vielleicht kehrt Gehorsam in die Laufende zurück, die Du einer Skavin speerst!“

Mahomed, der Sohn Amrad's, erlebte und erwachte aus jenem Traum. — Wie eine große Welle, vom Sturme getrieben, über die ganze Fläche des Deans hinrollt und alles verschlingt, was ihr begegnet, so verbreitete sich der Aufruhr über Lager und Volk und wart Gehorsam, Ordnung und Unterdürftigkeit danderte.

Vergebens zeigte sich der Sultan, Niemand hörte auf seine Stimme, nur Mustapha gelang es noch, zu den Völkern zu sprechen.

„Der Grosherr wird Euch selbst zu glänzenden Siegen aufziehen! Er verheißt Euch für morgen einen Sturm auf Konstantinopel und gelobt dem Barte des Propheten, daß alle Einwohner und ihr Eigenthum nach der Eroberung den Soldaten zur Beute fallen sollen, nur die Gebäude und die Mauern will er selbst behalten; dagegen

sollt Ihr Euch ruhig verhalten und in Reize und Glicd ordnen!“

„Keine Befehle erkennen wir an“, war die Antwort des Heeres, „bis die Griechin die Schande mit dem Leben bezahlt hat, denn so lange sie athmet, sind wir vor Müt-fällen nicht sicher!“

Mustapha brachte diese Antwort in das Zelt des Sultans zurück. Nachsinnend und etwas Entlegliches brütend, ließ Mahomed der Arme das Opfer zulagen. — Kaum hatten sie den Befcheid, so stellten sich die Korps in Schlachordnung auf und verlangten, daß der Sultan sein Versprechen halten sollte. — Er erschrak und kurz darauf folgten ihm zwölf schwarze Berschnittene, in deren Mitte Ira, schlant wie das schnell aufstehende Nohr am Meeresgestade, leicht wie eine Schlyphe, unter deren flüchtigen Füße die Spitzen des Grafes sich nicht niederbeugten, einerschritt.

Mahomed ging auf sie zu, lästete ihren Schleier und sprach:

„Krieger, hier steht das schönste Weib der Erde vor Euch, — ich liebe es! — Fordert Ihr beim Anblicke dieser göttlichen Erscheinung noch ihr Leben?“

Das Wurren und Toben, Waffengeklirre und Zusammen-schlagen der Schilder und Lanzen schwoll zum wilden Sturme an, aus dem ein dumpfes „Ja“ herborbraute.

Ein einziger ungelicher Blick warf Mahomed noch auf die reizende Griechin, welche die dunkeln, schwermüthigen Augen stehend zu ihm aufgeschlagen noch ihr Leben?“

Die zitternde Hand an den Griff seines Schwertes.

Todesstille lagerte sich plötzlich über das ganze Heer.

„Wohlan, Krieger, ich folge Euren Willen“, rief er laut und bebend an ganzen Körper zog er das Schwert.

„Arme Ira“, flüsterten dann seine Lippen kaum hörbar, „die Liebe des Sultans wurde dein Verderben!“

„Noch ein klagenber Blick aus den schönsten Augen, der sein Innere schmerzlich durchdrang.“

„Ich vergebe Dir, mein Herrlicher und Gefeiter!“ lebte es laut in weichen Tönen aus Ira's Munde.

Sie faltete die Hände.

Ein pfeiferer Ton — das Blitzen des die Luft durch-ziehenden Schwertes — und das blutende Haupt rollte am Boden.

Geistesabwesend starrte Mahomed lange auf das schauer-volle Bild, dann schnellte plötzlich seine edlere Gestalt zu ihrer ganzen Größe empor und bligten seine Augen, von ungelohem Feuer erfüllt, den Kriegern entgegen.

„Auf, ihr Völker“, donnerte seine gewaltige Stimme, „dort vor Euch liegt das prächtige Konstantinopel und in dem Blute seiner Einwohner will ich die Vergessenen trinken!“

„Gebet sei Allah!“ schrie das ganze Heer. Konstantinopel fiel am nächsten Tage.

Ein deutscher Meister.

Bilder aus Georg Friedrich Händel's Leben

von

Karl Storch.

5. In Kampf und Streit.

Das Orchester der Royal Academy of Music war völlig besetzt. Schwarzgüige Italiener sahen an der ersten Geige, blonde Deutsche und Engländer an den Blas-instrumenten und während sich der prächtige Saal füllte, ging im Orchester Hebe und Gegenrede eifrig hin und her.

Wochen lang hatte dieser heiß ersehnte April-Abend das Gespräch des Tages gebildet. Hier war Begeisterung, dort Hohn laut geworden; hier war Händel in den Him-mel erhoben, dort hatte man Bononcini den Vorzug auf das Haupt gesetzt. Ganz London, vom Hofe herab bis zu den Stammgästen in der Volksherde hatte sich in zwei Lager getheilt. Das eine janchste dem Deutschen, das andere dem Italiener zu. Verstand der Deutsche zu imponiren, so suchte der Italiener zu gefallen: Händel's Musik war eine heroische, Bononcini's Kunst eine welt-männliche. Händel folgte der Stimme, welche aus seinem starken Herzen heraus klang; Bononcini lauschte den Stim-men, welche von draußen in sein feinhöriges Ohr hinein-klangen. Der Deutsche stand über der Zeit und über dem Volke und wurde deshalb nur von den Ausgewählten verstanden, der Italiener schwamm mit der Zeit- und Volks-strömung und wurde deshalb von allen schwarzen und leichten Geistern gepriesen. Partei stand gegen Partei und die Streitfrage zwischen Händel und Bononcini wurde im parlamentarischen England hitzig und hartnäckig wie eine politische Frage behandelt.

Bis zur Gründung der Royal Academy of Music war Händel hitz- und fohnhaft durch seine Tage ge-gangen. Die Sonne hatte so zu sagen bei jedem Auf-gange, wie bei jedem Niedergange ihre Strahlen auf sein Haupt lenken lassen, — sein Weg war der Weg eines Helden gewesen, dessen großes Antreten die Feinde im Schach hält. Das Anderses sich um das Jahr 1720. Man glaubte der neuen musikalischen Gründung ein weit

größeres Ansehen versehen zu können, wenn man ein Triumvirat musikalischer Größen in das Direktorium berief. Händel war in erster Linie berufen, das neue Institut zu führen; da aber zu der Zeit die Musik noch ganz in den italienischen Windeln lag, wie dem auch Italien die gewandtesten Meister und geschultesten Sänger hervorbrachte, so stellte man neben Händel die beiden Italiener Bononcini und Pippo. Während Pippo in der Musikgeschichte kaum bekannt geworden ist, wurde Bononcini vermöge seiner musikalisch-dramatischen Begabung und seiner hinterlistigen kampfesweisen Händels-Rivalen in der Kunst des Publikums.

Um dem unerquicklichen Streite ein Ende zu machen, war das Direktorium der Akademie auf einen sonderbaren Gedanken gekommen. Es schlug den dirigirenden Meistern einen förmlichen Wettkampf vor: in der Oper *Nucius Scävola* sollten die Drei zeigen, was sie vermöchten. Pippo sollte den ersten Akt, Bononcini den zweiten, Händel endlich den dritten Akt componiren. Die Meister gingen darauf ein und an einem April-Abend sollte das Turnier stattfinden.

Im Orchester eiferte man hin und her. Pippo's Sire schien von vornherein ausgeschlossen. „Und ich sage Euch“, rief der erste Geiger, „Bononcini wird Euch deutschen Varen in den Sand werfen! Mit Trompeten und Pauken vermag er wohl zu wirtschaften, aber der Schmelz der Melodie ist ihm ein so fremdes Ding, wie Euren Engländern oder Deutschen die entzückende Bläue eines heimischen Himmels!“

„Auwarten! awarten!“ mahnte ein bedächtiger Deutscher, „ich dünke, Ihr wisset, wie warm unser Händel unter Euch Himmel geiehet wurde!“

„Mag sein“, erwiderte der Italiener, „damals steckte aber nur Händel noch ganz in unseren Schuhen, ging zierlich und gewand einher, während er sich jetzt in den ungenügenden deutschen Schuhen mit Vorliebe breit zu machen scheint. — Habt Ihr nicht gehört, in wie ungeheurer Weise er die Guxzoni in der Probe behandelte hat?“

Die Musiker hielten die Köpfe zusammen.

„Ihr habt es nicht gehört? — Nun, wenn Händel heute Abend absieht, mag er es sich selbst aufschreiben. Da hat er eine Arie eingelegt, die ein Menschenkind unmöglich singen kann, — keine Thierquälerei. . . die Guxzoni überlebt sie sich und wirft ihm das Wort vor die Füße. — Was soll das?“ brüllte der deutsche Bar. Die aber dreht ihm den Nacken, stampft mit dem kleinen Fuße auf und sagt: „Das soll's! Solch ein Zeug singe ich nicht! Ihr hättet ihn sehen sollen! Mit einem Saße springt er auf sie zu, packt sie am Gürtel, hebt sie mit seiner Meisterei hoch und schreit sie an: „Daß Sie ein tollstücker Teufel sind, weiß ich, aber Sie sollen wissen, daß ich Beelzebub bin, der Oberste der Teufel!“ Unserer Arie Guxzoni zittert und hebt und dankt ihrem Schöpfer, als sie dieser Satze wieder auf die Füße stellt. . .“

„Nun — und hat sie gesungen?“

„Freilich, freilich,“ jammerte der Italiener, „. . . sie wußte ja . . . der Mensch ist fürchterlich!“

Die Anderen lachten, aber der schwarze Heizer brummte vor sich hin:

„Werden's ja sehen, . . . heut' Abend wird's ihm eingedrückt, . . . mit dem Honig ist's vorbei für den deutschen Varen.“

Der Saal ist bis auf den letzten Platz besetzt, aus der königlichen Loge grüßt Georg I. seine Getreuen: das Spiel kann beginnen.

Pippo tritt an den Flügel. Er hatte neulich eine hübsche Musik zum „*Arjaces*“ geschrieben und schien auf Grund dieser Leistung zum Wettkampf mit Bononcini und Händel wohl befähigt zu sein. Um so größer war das Erstaunen, als der erste Akt müde und matt dahinlief, wie der Rhein in den Niederlanden. Das war Alles hübsch harmonisch, aber so schwächlich und aller Gedanken bar, daß das Publikum hörbar aufschmerzte, als der Vorhang fiel. Pippo's Name schien lächerlich, wie der Name des Komponisten.

Frei und ungezwungen trat Bononcini vor. Er hatte ein leichtes Spiel. Seine gefälligen und doch kräftigen Weisen schlugen ein. Die Scenen waren malerisch belebt — hier und da nahm die Musik einen heroischen Stil an, den man an den Italiener noch nicht kannte. Seine Freunde triumphten, — Händels Freunde sahen sich an, als ob sie sagen wollten: „Da hat auch einer mit einem fremden Kalbe gekämpft!“ Bononcini's Musik war eine Nachahmung, ja Nachäffung der Händelschen: er wollte Triumph spielen, bevor Händel auch nur die Karten zur Hand genommen hatte. Die große Masse hatte hier von kein Verständnis und als Bononcini den Taktstock niederlegte, brauste und rauschte ein nicht enden wollender Beifall durch den Saal.

Armer Händel! Was müßt Du jetzt noch erreichen! Der Lorbeer ist vertieft, — willst Du vergeblich die Hand austrecken?

Mit der größten Ruhe tritt er an den Flügel. Des ersten Geigers Auge ruht höhnisch auf dem Meister — da blüht ihn Händel ernst und groß an und das hässliche Auge kent sich.

Die Ouverture beginnt.

Einfach und groß gehen die einleitenden Akkorde dahin, als ob sie aus einer anderen Welt herüberkommen. Ein großer Spruch und die kleinen Geister verkommen. Jetzt kommt ein Aufpunkt und nun jetzt das fugierte Thema ein. Welch eine Behandlung der spröden Massen! Welch ein Leben in diesen Tönen! Die Musiker, selbst die misgünstigen spielen mit hinreißendem Feuer, und wie sich auch der erste Geiger kränkt, er fühlt sich unter dem Banne dieser Töne, dieses Meisters. Das rauscht einher wie wogende Meerfluth, jetzt leise murmelnd, jetzt laut aufstauend — aber über den Wogen des Himmels Klar-

heit und in den Tiefen der Berggrund. Es ist, als ob sich die Travellen in das Unendliche verlieren wollen. . . Da geht der Vorhang auf und der große dritte Akt tritt in Scene.

Armer Bononcini! Wo hast Du Deinen Lorbeer? Nimm ihn vom Haupte — Du gehörst nicht zu den Unsterblichen! Händel hat den Sieg errungen!

Und doch! Und doch!

Von Ruhm kann der Künstler nicht leben und auf Lorbeeren allein ruht es sich nicht weich. Er hatte für die Akademie zwölf Opern geschrieben, aber der trotz des Turniers immer wieder erwachende Streit, die Rivalität zwischen den Sängern, die herbe deutsche Art, in welcher Händel allen Nebenbarn und Ansetzungen gegenüber trat, ließ die Theilnahme des Publikums an der Akademie erkalten. Im Jahre 1728 kam die regelmäßige Jahresubskription nicht wieder zu Stande.

Das war bitter und hätte der Klar nicht allzu starke Schwingen gehabt, jetzt hätte sie ihm brechen müssen. Aber das Alerhafte in Händels Natur trieb ihn unaußhaltbar zum neuen Fluge, zur Sonne.

Schon im Jahre 1729 gründete er eine neue Akademie. Unter den Sängern, welche er auf dem Festlande genommen hatte, befand sich Bernacchi und die Signora Strada. Händel machte übernehmliche Anstrengungen, aber der Erfolg stand zu Anfang seiner Kräfte im Mißverhältnis. Die Theilnahme und Aufregung, welche zu Anfang der zwanziger Jahre gebräuchlich war, war verschwunden, — interesselos stand das Publikum der neuen Akademie gegenüber. — Als nun gar unter Porpora's Leitung ein Konkurrenz-Unternehmen in das Leben trat, welches dem Zeitgeiste bildigste, da schien dem Adler seine Sonne genommen zu sein.

Da sah denn der Meister erst in trüben Gedanken auf seinen Zimmer und ergrimmte über die wandelbare Volkslaune. Er hatte lauter's Gold gegeben und man hatte Schamgold verlangt; er hatte Zeit, Kraft und Geld geopfert — nun war er ein armer Mann. In diesen Jahren und Tagen war es sein treuer Janulus und Landsmann Christoph Schmidt, der den schwer Gebeugten mit freundlichen Worten aufzurichten verstand.

Über im Kampfe wird schon der Sieg geboren. Händel mußte in die Tiefen hinein, um auf die Höhen steigen zu können, — im tiefen Leiden wohnt die Kraft der Poesie.

Nur Geduld! Wie auch das Volk das goldene Kalb der Aftersunft anbetet, es kommt der Tag, an welchem ein Motes die ewigen Gehege in feuchte Gemüther hindröckert. Es gibt noch ein anderes Feuer, als die Flamme, in welcher Nucius Scävola seine Hand verlohren läßt, — es gibt ein Feuer, in welchem die Herzen und die Geister glühender werden, wie das Gold. Nicht lange wird es dauern und dieses Feuer wird vom Himmel fallen, — der Meister hat schon den Altar gebaut.

Fürs Haus.

Ueber die Diphtheritis und eine neue Art ihrer Behandlung hielt kürzlich Dr. med. Ringl im Bürgerhause des Rathhauses in Berlin einen öffentlichen Vortrag, dem wir nach der „Post“ folgendes entnehmen: Herr Dr. Ringl, ein junger Mann von etwa 34 Jahren, der sich als Schüler und ehemaligen Assistenten des verstorbenen Professors der Chirurgie Dr. Hueter, vorstellte, gab in seinem durchaus wirksamen, aber dennoch für Leben verständlichen und klaren Vortrage zunächst ein Bild von dem Wesen der Monaden, jener kleinsten Organismen, mit denen die atmosphärische Luft fast überall angefüllt ist. Hueter's vor jehn Jahren aufgestellte „Monaden-theorie“ sei damals verachtet worden, jetzt aber habe sie in den klüglichen Entdeckungen ihre glänzende Bestätigung gefunden. Monaden und Bacillen seien dasselbe. Mit Hueter ist Redner der festen Ueberzeugung, daß alle Krankheiten durch solche, außerhalb des menschlichen Körpers befindlichen kleinsten Organismen erzeugt werden, die auf verschiedenen Wegen in den Körper einzudringen wissen. Die Monaden sind ganz besonders Fäulnisferreger; Redner beweist das an verschiedenen Beispielen. Der menschliche Körper aber ist zur Fäulnis prädisponirt. So lange sein Leben währt, sind ihm Haut und Schleimhäute ein-germogen Schutz gegen dieses Vordringen. Vollkommen sicher gegen die Angriffe der Monaden aber ist er keineswegs; diese Organismen, denen eine freiwillige Bewegungsfähigkeit verliehen ist, finden ab und zu schußlose Stellen in der Haut, wo sie sich einzunisten können. Auf diese Art entstehen die „Acne“ (Mittesser). Die Entzündungen der Haarbälge, auch die Furunkel-Geschwüre u. a. m. Die Schleimhäute des Mundes und der Nase setzen den Monaden energischen Widerstand durch die fortwährend hervortretenden Secretionen entgegen. Wechlos aber sind die Deckhäute der Nasenhöhle und Mandeln diesen Feinden gegenüber, weil denselben hier keine Speichel- oder Schleimabsonderungen das Festhalten unmöglich machen. Deshalb bleibt die eingeatmete Diphtheritis-Monade hier haften. Redner beschreibt die Bildung des bekannten weißen Belags der Mandeln und der hinteren Nasenhöhle bei Diphtherie und das weitere Ausbreiten desselben bis hinauf in die inneren Körperhöhlen. Die Diphtherie ist seiner Meinung nach keine spezifische Krankheit; ein Rannichem, welchem ein Stück der weichen, von den Mandeln eines Diphtheritiskranken entnommenen Membran unter die Haut genäht wurde, starb nicht an Diphtheritis, sondern an einer Durchsetzung des Blutes mit Monaden. Die Diphtheritis tritt vorwiegend in der reichen norddeutschen Tiefebene auf, da die feuchte Luft das Gedeihen der Monaden sehr fördert. Nach der Beschreibung des Verlaufs der Krank-

heit kommt der Vortragende zur Hauptfrage, zu dem Mittel, welches er bisher in vielen Hunderten von Fällen mit dem schönsten Erfolge angewendet zu haben berichtet. Vor sechs Jahren habe er einen Bauernknaben an hochgradiger Diphtheritis behandelt. Alles Gurgeln, selbst mit 5procentigem Starbholzwasser, selbst mit Chlorwasser, sei ohne Erfolg gewesen. Da habe er dem Kleinen eine Flüssigkeit Terpentinsel gegeben. Die Wirkung war eine wunderbare. Die Diphtherie wich, der Belag verschwand, der Knabe wurde gerettet. Allerdings habe das Terpentinsel eine starke Mieren-Entzündung hervorgerufen, die aber leicht zu beseitigen war. Aber die Monaden hielten diesem Medicament nicht Stand, das war die Hauptfrage. Und jetzt gab der Vortragende der gekannt laufendsten Versammlung die folgende Beschreibung über die erste Hilfe bei Diphtheritis-Erscheinungen: Vermittels eines röhren-artig verlängerten Trichters — Redner präsentiert einen solchen — wird dem Diphtherie verdächtigen Patienten dreimal täglich eine Mischung von Terpentinsel und Olivenöl in die Nasenhöhle gesoffen, bei welcher Prozedur man den Patienten nöthigenfalls auf den Kopf zu stellen hat; ferner werden Mandeln und Nasenhöhle dreifach mit verjerten Flüssigkeit gespült. Das Öl hält die Mandeln ab. Innerlich giebt man zugleich einen Theelöffel Terpentinsel. Damit ist die Hauptgefahr auf jeden Fall beseitigt. Der Ringl, der mit überzeugender Begeisterung redet, tritt mit seinem Namen für den Erfolg ein. Wohl schädigt das Terpentinsel die Mieren, das ist jedoch ein Uebel, welches beseitigt werden kann. Redner hat auch eine einprozentige Bromlösung mit Erfolg innerlich und zum Einspielen angewendet. Auch stellt er eine solche gern in einer starken Schale in dem Krankenzimmer auf. Eine Entfernung der nicht befallenen Kinder habe gar keinen Zweck. Ferner giebt er den Hausfrauen den Rath, sich vor schlechten Startoffen zu hüten, da die Monaden, die in den schwarzen Flecken derselben sitzen, den Diphtheritis-Monaden nahe verwandt seien. Aus demselben Grunde müsse auch angelegenes Obst verpönt werden. Er empfiehlt außerdem dringend, die Kinder bei Zeiten an das Pinkelein zu gewöhnen, damit dieselben in dem Momente der Gefahr sich leichter dazu verstehen und ihren Pflegern Angst und Noth ersparen. Ein Zungen-patel, ein zu diesem Behufe verfertigtes, äußerst praktisches Instrument, dürfe in keiner Familie fehlen. Der heimtückischen Seuche gegenüber müsse man zu allen Zeiten auf der Hut sein und es nach bestem Wissen an feiner Vorbereitungen fehlen lassen, da, wenn das Unglück da ist, jede Minute kostbar, ja für Leben oder Tod entscheidend ist. Redner schloß seinen Vortrag mit der wiederholten Versicherung, daß es ihm auf die glücklichste Weise gelungen sei, schon vielen Hunderten von Kindern das Leben zu erhalten.

Mannigfaltiges.

Säkular- und Semifakultätag.

Februar 1885.

1. Februar 1785. Geboren am dem gleichnamigen Schloffe in Siebenbrunn Joseph von Arnica, österreichischer Feldmarschall, Begner Friedrichs des Großen und Napoleons, gestorben 26. September 1810 in Wien.
3. Februar 1738. Geboren zu Lubetzka Jagna v. Krausitz, böhmischer Dichterin, gestorben 14. März 1801 in Berlin.
5. Februar 1685 (al. 1682) geboren zu Schleis Johann Friedrich Wätcher, der Erfinder des europäischen Porzellans, gestorben 13. März 1713 zu Dresden.
6. Februar 1685. Geboren Herr L. König von Godesbüllmann und Arndt, bekannt durch seine Niederlagen gegen Cromwell, seine Kämpfe gegen das Parlament und seine Uebertritt zum Katholizismus, geb. 29. Mai 1630.

Dreiflüßige Charade von A. Z.

Man ist die erste Silbe,
Die zweite, dritte bist du, hoff ich, nicht.
Bei zwei und drei einft kämpfte,
Der Kämpfer war für Wahrheit und für Licht.
Das Ganze nennt den Redner,
Der weder fies und treu erfüllt die Pflicht,
Der, wo man hin ihn sandte
Stand wie ein Fels und wich und wankte nicht.

Scherz-Sononym von Verthold Arnau.

Hoch und niedrig, eng und weit
Reigt es sich vor unsern Blicken,
Und in mandern harten Streit
Sah man es zummentrudeln.
Nimmer schüßt es Feigheit
Und ein hoher Stand auf Erden,
Denn es kann in kurzer Zeit
Wilder Stürme Beute werden.

Epigramm von Franz Marx.

Große Thoren noch zu ehren,
Wenn des Welt's Zeit verfließt,
Seines Namens Ruhm zu mehren,
Wird es prächtig aufgestellt.
Für die Nachwelt ein Erinnerung,
Auf Vergangenes weist's zurück.
Nehmt zwei Zeichen aus dem Innern,
Bleibt ein kurzer Augenblick.

Witzungen aus Nr. 4.

1. Arithmogarith: Feuerländer, Nikolai, Nessel, Gebiel, Diabelli, Neb, Jank, Chios, Cameln, Balcarano, Friedrich von Schiller. 2. Räthsel: Driestellen. 3. Charade: Stegzeil. 4. Sononym: Der Weie, die Weie. 5. Charade: Veunund.

Correspondenz.

Familie Brüllger: 1 sah richtig, das Anders richtig. A. S.: 3, 4 richtig. A. Bernide: 1 richtig. Dr. B.: 2 sah leider nicht richtig. Reichelthaus Dant. C. S.: in B.: 1, 3, 5 richtig. W. A.: 8, B.: 3-5 richtig. Sam. Rey. Sie sind uns noch immer geworden? A. Z.: C. A.: 1, 2-5 richtig. Wir bitten Sie geschten Beter, welche sich mit dem Löwen der von uns gedruckten Räthsel und Aufgaben beschäftigen, uns die geliebten Lösungen zu 6. Item es keine Räthe macht — freudigst zugehen lassen zu wollen. Zur weiteren Bequemlichkeit ist an der Spange des Expeditionsbogens ein Briefkasten angebracht.